

Andreas Wilhelm · Projekt: Atlantis

Andreas Wilhelm

Projekt:

ATLANTIS

Roman

LIMES



FSC

Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *Munken Premium*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

© der Originalausgabe 2009 by Limes Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-8090-2537-5

www.limes-verlag.de

*A*ls er das Wissen um die Schreibkunst übergab, sagte Thot: »Diese Lehre, o König, wird die Ägypter weiser und gedächtnisreicher machen; denn als Hilfsmittel für Gedächtnis und Weisheit ist sie erfunden worden.«

Aber Thamus erwiderte: »O du Meister der Kunstfertigkeit, Thot: Der eine ist in der Lage, Künste hervorzubringen, der andere ist in der Lage zu beurteilen, in welchem Verhältnis sich Schaden und Nutzen für die Leute darstellen, die sie brauchen sollen. Auch du hast jetzt, als Vater der Schrift, aus Voreingenommenheit das Gegenteil von dem behauptet, was sie eigentlich vermag. Denn diese Kunst wird Vergessenheit schaffen in den Seelen derer, die sie erlernen, aus Achtlosigkeit gegen das Gedächtnis, da die Leute sich im Vertrauen auf das Schriftstück von außen erinnern lassen – durch fremde Zeichen –, nicht von innen heraus durch Erinnerung. Also hast du nicht ein Mittel zur Kräftigung, sondern zur Stützung des Gedächtnisses erfunden. Und auch Weisheit scheinst du den Lehrlingen nur zu geben, in Wahrheit aber nicht: Wenn sie vieles ohne Belehrung gehört haben, werden sie sich auch einbilden, viel zu verstehen. Aber da sie doch größtenteils nichts verstehen und nur schwer zu ertragen sind im Umgang, werden sie zu Dünkelweisen geworden sein und nicht zu Weisen.«

SOKRATES, CA. 469–399 V. CHR.

NACH PLATON, »PHAIDROS«

KAPITEL I

*Atlantik, etwa achtzig Seemeilen nördlich
von Great Abaco Island, Bahamas*

Donnernd schlug die erste Welle über das Deck der *Juanita*. Die empfindlichen elektronischen Geräte an Bord taten schon länger keinen Dienst mehr, und der Sturm um das Schiff herum wurde immer stärker. Die Scheinwerfer erhellten kaum mehr als das Vorderdeck und die aufgepeitschten Schaumkronen unmittelbar vor ihnen. Die Luft war erfüllt von Gischt und dem Regen, der über das Schiff hinwegfegte und den die Lichter in silberne Streifen verwandelten.

Als ehemaliger Trawler war die *Juanita* für den Hochseeinsatz ausgelegt und hatte in der Vergangenheit schon schwerere Stürme unbeschadet überstanden. Nuño González wusste das, und seine Mannschaft musste sich dessen ebenfalls bewusst sein. Aber etwas war anders an diesem Unwetter. Eine abergläubische Unruhe hatte sich unter seinen Leuten breitgemacht, und González durfte nicht zulassen, dass sie überhandnahm. Gerade jetzt mussten sie mit höchster Präzision arbeiten, menschliches Versagen konnte er nicht tolerieren. Das Meer würde es auch nicht.

»¡Maldición, Raúl!«, herrschte er seinen Bootsmann an, der über eine Karte gebeugt war. Er riss die Karte vom Tisch und fegte mit derselben Bewegung eine Kaffeetasse durch die kleine Brücke. »Kümmere dich um die Ausrüstung! Wir haben noch hunderttausend Dollar im Wasser. Und es ist nicht dein Geld. Also an die Arbeit!«

González fluchte weiter, als Raúl den Raum bereits verlassen hatte. Dann sah er durch die Fenster auf die See und be-

obachtete, wie sich eine weitere Welle von der Steuerbordseite her über das Deck brach. Er drehte bei, damit das Einholen der Ausrüstung vereinfacht wurde.

Seit drei Tagen kreuzten sie in diesem Gebiet und sondierten den Meeresboden. González hatte zwei Jahre damit verbracht, die letzte Fahrt der *Maria Celeste* von Puerto Bello über Havanna bis hierher zu rekonstruieren, wo sie im März 1612 mit ihrer Ladung von über zweihundert Tonnen Silber gesunken war. In den letzten sechs Monaten hatte er diese Suche vorbereitet und sein übrig gebliebenes Vermögen in das Schiff und die Geräte investiert. Die Mannschaft hatte er in Havanna angeheuert, eine Truppe wetterfester Männer, die ihn mit ihren technischen und handwerklichen Fähigkeiten überzeugt hatten. Es waren keine gebildeten Leute, sondern Seeleute und Arbeiter. Wer sich bei der Schatzsuche zu viele Gedanken über das Wenn und Aber machte und nicht richtig zupacken konnte, war hier fehl am Platz. González war nicht so dumm zu glauben, dass er sich deswegen nicht trotzdem um alles selbst kümmern musste. Niemand an Bord hatte so viel Erfahrung wie er, und niemand opferte hier sein Herzblut, so wie er.

Eine plötzliche Woge ließ das Schiff aufbocken, und er stolperte nach vorn. Es war noch keine Hurrikansaison, und die letzten Daten, die sie von der Wetterstation in Nassau erhalten hatten, deuteten auch nicht darauf hin, dass sich etwas zusammenbraute. Dennoch waren Wetterphänomene in diesem Gebiet keine Seltenheit, und González hatte das einkalkuliert.

Er verließ die Brücke und trat an Deck. Regen peitschte ihm ins Gesicht, und für einen Moment nahm ihm der Sturm den Atem. Er war zwar kräftig gebaut, aber er machte sich keine Illusionen darüber, dass ein ordentlicher Sturm auch ihn von den Beinen reißen konnte. Also hielt er sich an der Reling fest, während er leicht gebückt zum Heck des Trawlers ging, um nach dem Rechten zu sehen.

Er traf auf Raúl und weitere drei Männer, die an einer

Winde des Bockkrans hantierten. Hiermit hatte man früher die Schleppnetze eingeholt, aber nun war das Schiff für ihre Anforderungen umgerüstet worden, und sie nutzten den Kran für ihre Unterwasserausrüstung. Die Männer waren hektisch und bemerkten ihn erst, als er zwischen sie trat. Und nun sah er auch, was los war. Ein weiterer Arbeiter klemmte mit der Hand in der Winde und schrie gegen den Wind an. Das Regenwasser, das unablässig von der Armatur herabließ, war dunkelrot gefärbt. Die anderen bemühten sich, seine Finger aus der Anlage zu befreien, während Raúl auf der elektronischen Steuereinheit der Winde herumdrückte.

González stieß ihn beiseite, sodass der Bootsmann rückwärts auf das Deck schlug. Dann ergriff er das Steuermodul. Nichts leuchtete, die Knöpfe reagierten nicht. Kein Strom!

Der eingeklemmte Mann brüllte verzweifelt und trat um sich. González ergriff sein Handgelenk und sah, dass drei Finger seiner Hand zwischen den Zahnrädern eingeklemmt waren. Die Knochen mussten bereits zu Brei zermalmt worden sein, anders hätten die Finger niemals hineingepasst. Sie wurden nur noch durch das Fleisch zusammengehalten.

»O Gott!«, schrie der Arbeiter. »Meine Hand!«

González umfasste den Oberkörper des Mannes, als eine neuerliche Welle über das Schiff brach und sie mit Meerwasser überschüttete.

»Raúl!«, schrie er. »Sie dreht sich! Bring das Schiff wieder quer zu den Wellen!«

Der Bootsmann hastete zur Brücke zurück, während González erneut festen Stand suchte. Mit einem kräftigen Ruck zog er den Arbeiter nach hinten und riss die Überreste seiner Hand aus den Zahnrädern. Mit einem Aufschrei stolperte der Mann zur Seite, krümmte sich und ging in die Knie.

»Aufstehen, sofort!«, herrschte González ihn an, beugte sich über ihn und hievte ihn hoch. »Los, steht nicht rum, ihr hirnlosen Affen!«, schrie er die anderen Männer an. »Muss ich al-

les alleine machen?! Bringt ihn unter Deck und verbindet ihn!
Pedro, du bleibst hier.«

Zwei der Männer ergriffen den Verletzten und stützten sich gegenseitig auf dem Weg zurück, während González sich an der Winde zu schaffen machte. »Halte die Kabel, los!«, rief er dem Arbeiter zu und legte einen Hebel um, mit dem er von Elektronik- auf Handbetrieb umstellte.

Pedro griff nach den Kabeln, die vom Kran aus in das aufgewühlte Wasser führten. Ein Ruck fuhr durch seine Hände, als sich die Zahnräder lösten und die Wellen an den schweren Geräten am anderen Ende der Kabel rissen. Er fasste nach und stemmte sich gegen eine Stahlschiene am Boden. Dann rastete endlich das Handrad ein, und González begann, die Maschinen hereinzukurbeln.

Die *Juanita* lag nun nicht mehr parallel zum Seegang und wurde nicht mehr seitlich von den Wellen überspült, aber nun stampfte sie wie der stählerne Kolben einer gewaltigen, von Meereskraft angetriebenen Maschine. Über die Slip, die niedergelassene Rampe am Heck des Schiffs, brachen immer wieder Wassermassen über das Deck, die beim Abfließen einen gefährlichen Sog verursachten. Das Unwetter nahm zu, Gischt und Regen waren nicht mehr zu unterscheiden. González gelang es nicht, sein Gesicht vor dem Sturm zu schützen, der von allen Seiten an ihm zerrte. Das Atmen fiel ihm schwer, längst war er vollständig durchnässt. Er presste die Augen zu Schlitzensammen und kurbelte unerbittlich weiter. Endlich zeigte sich das weiß und gelb lackierte Sonar am Ende der Kabel. González drehte die Kurbel mit beiden Händen weiter. Nur langsam kam das Gerät näher und bewegte sich auf die Slip zu. Die stählerne Rampe war für die Aufnahme des empfindlichen Geräts mit einer Gummiisolierung versehen worden, aber die Wellen drohten das Sonar gegen das Schiff zu schleudern, wenn es nicht im richtigen Augenblick mit einem einzigen Schwung eingeholt und gesichert wurde.

»Schnapp das Sonar!«, rief er Pedro zu. »Und pass auf!«

Der Arbeiter ging einen Schritt auf die Slip zu, als die *Juanita* erneut aufbockte. Als sie sich hob, schien Pedro einen Moment lang den Boden unter den Füßen zu verlieren, dann schlug das Schiff zurück auf das Wasser, und augenblicklich schossen Hunderte Liter Ozean über die Rampe zwischen seinen Beinen hindurch und fegten sie ihm unter dem Leib weg.

»Pedro!«, rief González.

Der Arbeiter schlug nach allen Seiten um sich, suchte verzweifelt nach Halt, als das Wasser über die Slip zurückfloss und ihn mit sich riss. González rastete die Winde ein und stürzte auf den Mann zu, doch er erreichte ihn nicht mehr. Mit einem kaum hörbaren Schrei versank Pedro in den tobenden Wellen. Einen unwirklichen Moment lang zerriss der Wind die Schaumkronen, als sei nichts geschehen. Dann tauchten Pedros Kopf und Teile seines Oberkörpers auf. Er hatte irgendwie die noch im Wasser hängenden Kabel zu fassen bekommen und hielt sich nun an der Apparatur fest. Er bemühte sich, Luft zu holen, doch immer neue Wellen schlugen über ihm zusammen.

González fluchte, eilte zum Bockkran zurück und kurbelte weiter in der Hoffnung, dass er den Mann auf diese Weise gemeinsam mit dem Sonar an Bord ziehen könnte. Doch das Gewicht hatte sich vervielfacht, und trotz seiner Kraft brachte er das Kabel nur mit quälender Langsamkeit ein. Nur für eine Sekunde senkte er seinen Blick, um sich mit den Armen auf das Rad zu stemmen. Als er wieder aufsaß, weiteten sich seine Augen vor Schreck. Hinter der Slip türmte sich eine Welle auf, die die *Juanita* mannshoch überragte. Geistesgegenwärtig umfasste González den Kran mit beiden Armen und krallte sich mit aller Macht fest, als die Wassermassen auch schon über das Heck brandeten. Sie krachten über das Deck, gegen den Kran und schlugen ihm mit solcher Wucht gegen seinen Körper, dass ihm die Beine zur Seite gerissen wurden. Er rutschte nach unten. Nur mit seinen Armen am Kran hängend war er

dem Sog ausgeliefert. Sein Unterkörper baumelte und schlingerte über das Deck, seine Beine schlugen hilflos gegen Metallträger. Ein losgerissenes Brett schoss nur eine Handbreit an seinem Kopf vorbei und stieß gegen seine Rippen. González krümmte sich vor Schmerz, aber er ließ nicht los. Er behielt Mund und Augen geschlossen und hoffte auf ein Ende. Dann endlich war das Wasser angelaufen. Aber das Schiff bäumte sich weiter auf. Mühsam zog er sich wieder am Kran hoch, hielt ihn weiter mit beiden Armen umfasst und sah zum Heck. Die Kabel peitschten durch den Wind, alles, was an ihnen gehangen hatte, war abgerissen.

Er brüllte vor Wut, doch der Wind verschluckte seinen Schrei. Dann begann etwas zu leuchten. Ein Schiff näherte sich! Er blickte gegen den stürmenden Regen hinaus auf den aufgewühlten Ozean. Aber das Licht kam von keinem Schiff. Es war das Meer selbst, das zu leuchten begann.

*Büro der FOX International Channels,
Los Angeles*

»Noch heute strömen täglich Hunderte von Besuchern in die Kirche von Santa Maria delle Grazie und bestaunen das Gemälde im Speisesaal. Nur wenige von Ihnen ahnen, welche Geheimnisse hier verborgen liegen. Welches davon aber tatsächlich die Intention des Künstlers war, werden wir wohl niemals erfahren.

Mein Name ist Kathleen Denver. Begleiten Sie mich auch das nächste Mal durch die Geheimnisse unserer Vergangenheit und eine neue Folge von *Dare to Know*.«

Rob schaltete die Aufnahme aus und wandte sich wieder Kathleen zu.

»Kannst du mir sagen, was das sollte?«

Kathleen lehnte sich zurück und verzog den Mund. Sie hatte Robs herablassende Art noch nie leiden können. Sie kannten

sich schon seit fünf Jahren, und da sie beide Profis waren, kamen sie zurecht, auch wenn die Stimmung nicht immer die beste war. Er hatte sie damals zu FOX geholt, weil ihn ihre journalistischen Fähigkeiten ebenso überzeugt hatten wie ihr Auftreten vor der Kamera. Seit er jedoch ins Management aufgestiegen war, hielt er sich immer häufiger für den Programmchef höchstpersönlich, obwohl sie hier vom Tagesgeschehen weit entfernt waren. Rob war nur für einen kleinen Teil der Formate verantwortlich, die sie für den History Channel von FOX einkauften. Allerdings gehörte Kathleens Sendung »Wage zu wissen« dazu, und aus diesem Grund hatte er sie zu einem Termin hergebeten.

»Ich weiß nicht, was du meinst«, gab sie zurück.

»Der Spruch am Ende: ›...werden wir wohl niemals erfahren‹... Wie oft haben wir schon darüber gesprochen? Die Sendung soll keine Rätsel verkaufen, wir wollen unsere Zuschauer informieren! Information ist die Beseitigung jeder Unsicherheit beim Zuschauer. Informieren heißt nicht: sie verwirren. Hier soll es um Fakten gehen, um Wissen. Die Sendung heißt ›Wage zu wissen‹ und nicht ›Wage zu raten‹. Das ist nicht ›PSI Factor‹, okay?«

»Himmel, Rob, nun bleib auf dem Boden! Du weißt genauso gut wie ich, dass wir auch nicht einfach Behauptungen aufstellen können! Wer erzählt mir denn immer, der History Channel hätte einen Ruf zu verlieren?«

»Um den Ruf geht es, meine Liebe.« Rob tippte eine Abfrage in seinen Computer und drehte im Anschluss den Flachbildschirm, sodass sie von beiden Seiten des Schreibtischs daraufsehen konnten. »Mit einer Geschichte über das *Abendmahl* von Leonardo da Vinci können wir heute keine Maus mehr hinter dem Ofen hervorholen. Das hätte vor drei oder vier Jahren laufen müssen. Oder hier: Die Blutlinie von Jesus Christus, noch so ein Staubfänger. Und was haben wir sonst noch: Das Grabtuch von Turin, Freimaurer in Washington, Opus Dei ...

Was gibt's sonst noch Neues? Ach ja, die Wikinger haben Amerika entdeckt, und die Geschichte der Sintflut stammt vom Gilgamesch-Epos ab ...«

»Gilgamesch«, warf Kathleen halbherzig ein.

»Dann eben Gilgamesch, ist doch auch völlig egal. Die Sache ist die: Warum interessiert mich kein einziges dieser Themen? Na, eine Idee?«

Kathleen verdrehte die Augen. Sie hasste es, wenn er sich so aufführte.

»Ich werde es dir sagen«, fuhr Rob fort. »Es interessiert nicht, weil es schon tausendmal gelaufen ist, deswegen! Und das geht nicht nur mir so!« Wieder tippte er etwas ein, und die Anzeige auf dem Bildschirm zeigte ein mehrfarbiges Säulendiagramm. »Deine Quote ist schon wieder um zwei Prozent gesunken, du bist im freien Fall. Und dafür bist du mir ehrlich gesagt zu teuer.«

Na klar, daher weht der Wind, dachte sie und nickte innerlich. Dabei war er es gewesen, mit dem sie Anfang des letzten Jahres die Themenplanung durchgesprochen hatte. Aber natürlich war es völlig sinnlos, darüber mit ihm zu diskutieren. Die Mühe, recht zu behalten, würde nirgendwohin führen. Letzten Endes bezahlte er ihre Arbeit, und dass die Quote sank, daran war auch nicht zu rütteln. Im Grunde war es ihr egal, da sie nur an der Ausstrahlung und nicht an den Einschaltquoten verdiente, aber Rob wollte den Preis für die nächsten Projekte drücken. Sie hatte das erwartet und war vorbereitet.

»Ich werde dir auch keine neuen Folgen mehr anbieten«, antwortete sie.

Rob horchte auf. »Wie meinst du das? Willst du aufhören?«

»Du hast doch noch zwei«, sagte sie. »Dann kommt die Sommerpause, und bis dahin ...« Sie ließ den Satz unbeendet.

»Ja ...?«

»Bis dahin habe ich etwas anderes.«

»Etwas anderes? Willst du an einen anderen Sender verkaufen?«

Sie lächelte. Es gefiel ihr, ihn nervös zu machen. Rob zeigte es nicht deutlich, aber sie kannte ihn gut genug. Er konnte nicht auf sie verzichten, jedenfalls nicht so schnell und nicht in ihrem Preissegment. Doch sie hatte auch gar nicht vor, ihn hängen zu lassen. Er war ein verlässlicher Abnehmer.

»Nein, das nicht«, sagte sie schließlich, »aber ich arbeite an einem neuen Konzept. Bis zum Sommer habe ich die ersten Folgen fertig.«

»Ein neues Konzept, aha. Fragt sich, wer dir das abnehmen soll.«

»Du, wer sonst?« Kathleen lächelte ihn an und wusste, welchen Effekt das auf ihn hatte. Vor zwei Jahren waren sie sich auf einer Weihnachtsfeier nähergekommen, und Rob, der fast zehn Jahre jünger war als sie, hatte ihr gestanden, dass er seit geraumer Zeit ein Auge auf sie geworfen hatte. Das kam aus keiner weinseligen Laune heraus, tatsächlich hatte sie das auch schon länger vermutet, und am Ende des Abends waren sie in seinem Apartment und in seinem Bett gelandet. Für sie war es nicht mehr als ein Abenteuer gewesen, und am Morgen danach hatte sie ihm behutsam, aber bestimmt erklärt, dass sie es bei dieser Nacht belassen sollten. Er hatte die Kröte tapfer geschluckt, und seitdem konnten sie tatsächlich weiterhin gut zusammenarbeiten. Aber sie waren beide Single geblieben, und sie wusste, dass er sich noch immer Hoffnungen machte. In Augenblicken wie dem heutigen nutzte sie seine Schwäche gerne aus.

»Ich?«, gab er zurück und lächelte ebenfalls.

»Aber ja«, antwortete sie sanft. »Oder dachtest du, ich würde nicht ständig an dich denken?«

»Vermutlich hauptsächlich an mein Geld.«

»Rob, also wirklich! Denkst du etwa so von mir?«

»Kathleen, meine Liebe, du weißt, dass ich selbst dir keine Katze im Sack abkaufe.«

»Du meinst, ich müsste dir ein bisschen mehr bieten?«

»Ich weiß ganz gut, was du zu bieten hast...« Er machte dabei einen vielsagenden Gesichtsausdruck, und sie erwiderte ihn offenherzig. »Aber ich weiß auch«, fuhr er fort, »dass du nur eine Sendung meinst.«

»Nur eine Sendung?«, gab sie mit gespielter Entrüstung zurück. »Wenn das so ist, dann muss ich sie ja vielleicht doch CBS anbieten.«

Rob lachte auf. »Ist ja schon gut. Also zeig her!«

Sie grinste und reichte ihm eine Mappe über den Tisch. Er schlug die Unterlagen auf und studierte sie einen Augenblick.

»Eine neue Entdeckung?«, fragte er, ohne den Blick zu heben. »Weiß jemand davon?«

Kathleen stand auf und beugte sich über den Schreibtisch. »Nein«, sagte sie. »Ich habe es von einem Informanten. Es ist absolut aktuell, die Presse weiß noch nichts davon. Bis der Boulevard Staub aufwirbelt, habe ich schon eine ganze Reportage zusammengestellt! Dann haben wir die Nase wieder vorn!«

Rob sah auf. »Und wie kommt es, dass das Ganze so günstig sein soll?«

»Ich dachte mir, wir ändern den Deal. Du beteiligst dich an den Spesen, und die Senderechte halbieren wir.« Sie deutete auf eine andere Seite der Unterlagen. »Dafür will ich eine gestaffelte Prämie, die sich an den Einschaltquoten orientiert.«

Rob gab einige Zahlen in den Rechner ein. »Nach dem Stand der letzten Folge machst du damit Verlust.«

»Ich weiß«, gab sie zurück. »Aber diese neue Reihe wird einschlagen wie eine Bombe.«

»Du scheinst dir sehr sicher zu sein.«

»Ja, absolut!«

Rob sah sie eine Weile an. Dann nickte er. »Ist gut, einverstanden. Ich gebe es an die Rechtsabteilung weiter, die können die Details prüfen.« Er reichte ihre eine Hand über den Tisch.

Sie ergriff seine Hand, zog ihn ein Stück vor und küsste ihn

auf die Wange. »Danke, Rob, du bist ein Schatz!« Dann verließ sie das Büro, erfreut, ihr Ziel erreicht zu haben, und ließ den seufzenden Mann zurück.

*Atlantik, etwa achtzig Seemeilen nördlich
von Great Abaco Island, Bahamas*

González starrte ungläubig auf das leuchtende Meer. Vor seinen Augen begann es zu strahlen, als befände sich eine stetig größer werdende Lichtquelle unter Wasser. Etwas, das an die Oberfläche strebte. Blasen durchbrachen die Wellen und zerplatzten zu weißem Schaum. Der ganze Bereich unmittelbar um das Heck der *Juanita* herum begann zu brodeln.

Ein heftiger Schlag ließ das Schiff erbeben und schleuderte González beiseite. Er prallte gegen eine Luke und versuchte, sich mit seinen klammen Fingern daran festzuhalten. Unter sich spürte er, wie der Rumpf der *Juanita* knirschte. Dann schlugen erneut Wellen über das Deck, und das Schiff neigte sich zur Seite.

Alarmiert rappelte er sich auf und taumelte zurück zur Brücke. Die Tür war aufgerissen und schlug in ihren Angeln. Er stürmte hindurch. »Raúl! Weg hier, volle Kraft!«

Der Bootsmann hantierte an den Instrumenten herum. »Es geht nicht!«, rief er.

González eilte auf ihn zu und drängte ihn beiseite, so dass er gegen einen der Seeleute prallte, der erstarrt daneben stand. »Was soll das heißen?!« Alle Anzeigen waren ausgefallen. Nachdem zunächst nur die empfindlichen elektronischen Geräte ausgefallen waren, war nun das ganze Schiff tot. »¡Mierda!«, fluchte González und hieb auf die Konsolen ein. »Das darf doch nicht wahr sein! Los, alle Mann Rettungswesten anziehen.« Der Seemann sah ihn entgeistert an, rührte sich aber nicht. »Habt ihr nicht gehört? Sofort!«

Ein neuerlicher Schlag dröhnte durch das Schiff. Die Schlag-

seite nahm zu. González hangelte sich an den Schränken entlang durch den Kommandoraum und die Treppe hinunter unter Deck.

»Rettungswesten an und alle an Deck! Los, los!«, schrie er durch den Gang. An den panischen Männern vorbei hastete er weiter nach hinten. Er öffnete die Tür zum Maschinenraum und wollte ebenfalls hineinbrüllen, als ihm eine heiße Wolke aus ölig stinkendem, beißendem Dampf entgegenschlug. Er trat beiseite, wollte den Rauch entweichen lassen, doch mit einer plötzlichen Bewegung der *Juanita* schoss ihm ein Schwall Wasser entgegen. Das Schiff war leckgeschlagen! Das Wasser flutete bereits den Maschinenraum!

González stemmte sich gegen die Tür. Er musste sie schließen, wenn sie eine Chance haben wollten. Er stützte sich an der gegenüberliegenden Wand des schmalen Gangs ab und drückte mit aller Kraft, bis es ihm schließlich gelang, die Tür wieder in ihre Position zu pressen, und ihr Schloss einschnappte. Es war kein regelrechtes Schott, nur eine einfache Stahltür, aber das musste genügen.

Er hastete den Gang zurück und hoch zur Brücke. Seine Männer hatten sich hier versammelt. Sie kämpften mit der Schräglage des Schiffs, lehnten an der Wand und bemühten sich hektisch, ihre Westen anzulegen.

»Wo ist Pedro?«, fragte González. Er hoffte, dass der Ingenieur nicht im Maschinenraum eingeschlossen war. Ein schneller Blick über die verwirrten Gesichter der Anwesenden bestätigte seine Befürchtungen. Für den Mann gab es keine Rettung mehr.

Ein gewaltiges Krachen fuhr durch das Schiff. Die *Juanita* bäumte sich nach hinten, und zwei der Männer wurden durch den kleinen Raum geschleudert. Einer schlug mit den Zähnen auf einen Handlauf aus Metall, der andere krachte gegen den Türrahmen. Die *Juanita* hatte ihren gesamten Bug erhoben. Das Schiff stand fast zehn Grad geneigt im Wasser.

»Festhalten!«, brüllte González, der erwartete, dass das Schiff jeden Augenblick wieder zurückfallen würde. Doch einige schreckliche Augenblicke vergingen und nichts geschah.

»*Padre nuestro, que estás en el cielo...*«, begann einer der Seemänner, andere senkten ihre Köpfe.

»Ihr bleibt hier, ist das klar? Keiner geht nach unten«, rief González. »Wenn die *Juanita* sinkt, macht, dass ihr hier rauskommt!« Damit verließ er die Brücke und trat an Deck. Regen peitschte in sein Gesicht und raubte ihm fast den Atem. Durch die halb geschlossenen Augen nahm er wieder das Leuchten wahr, und er zwang sich, genauer hinzusehen. Das weiß schäumende Brodeln hatte sich rund um das Schiff ausgebreitet. Das Wasser schien förmlich zu kochen, und obwohl sich der Bug der *Juanita* nun einige Meter aus dem Meer gehoben hatte, spritzte es von allen Seiten bis in diese Höhe.

González griff nach der Reling und bahnte sich vorsichtig den Weg in Richtung des abfallenden Hecks. Als er ankam, traute er seinen Augen zunächst nicht. Hier war der Ozean noch stärker aufgewühlt, fremdartige Wrackteile und undefinierbare Trümmer wurden von den Wellen umhergeschleudert. Über die Slip bis weit über das Achterdeck war ein gewaltiger zusammenhängender Haufen aus Tang, Treibgut und Gestein auf das Schiff geschleudert worden. Der größere Teil davon schien noch im Wasser zu hängen, denn er zog das Heck des Trawlers unter die Wasserlinie.

Ungläubig trat González näher, bis ihm das über das Deck schlagende Wasser bis zu den Waden reichte. Aus der schwarz glänzenden Masse aus Treibgut und Bruchstücken ragte ein Arm heraus. *Pedro!* Ins Meer gerissen, ausgespien und begraben in einem unentwirrbaren Trümmerhaufen, der nun nach der *Juanita* griff!

González wollte sich gerade abwenden, als er etwas in dem Haufen aufblitzen sah. Sein Blick blieb an einem unnatürlich glänzenden Stück hängen, das unter einem von Tang umklam-

merten Korallenbrocken hervorstach. Er beugte sich hinunter, ergriff die freiliegende Ecke des Stücks und versuchte, das Objekt freizubekommen. Es war Teil einer alttümlichen Metallplatte. Und es war kein normales Metall. Es war Gold!

González lehnte sich mit dem ganzen Körper in die Masse, drückte sich zwischen die nassen Trümmer, stemmte sie weg und zog an der fingerdicken Platte. Gerade, als sie sich löste, gab der gesamte Haufen nach und rutschte weiter nach hinten. Entsetzt wollte González sich aufrichten, als er merkte, dass sich das gesamte Heck weiter absenkte. Doch sein Ärmel hing an den scharfkantigen Korallen fest. Die Trümmer zogen ihn mit sich! Verzweifelt bemühte er sich, sich loszureißen, als eine gewaltige Welle über das Heck des Schiffes schlug und alles in einem tobenden Strudel aus Wasser und Dunkelheit verschlang.

*AUTEC U.S. Navy Recherche-Zentrum,
Andros Island, Bahamas*

»Sir, wir haben einen Code fünfzig, Sir!«

Der Soldat blieb in der Tür stehen und salutierte. Lieutenant Commander Walters sah von seinen Papieren auf. Er erinnerte sich vage an diese Bezeichnung, etwas Dringliches, aber seit seiner Stationierung auf Andros war es noch nicht vorgekommen.

»Danke«, sagte er schließlich und nickte. »Man soll alle Informationen zusammentragen, ich komme sofort.«

Als der Soldat gegangen war, stand Walters auf und öffnete seinen Wandsafe. Neben einigen aktuellen Projektunterlagen befand sich hier auch eine Mappe mit vertraulichen Anweisungen und Maßnahmeregelungen. Er schlug Code fünfzig nach, las einige Absätze und legte das Material wieder zurück.

Kurze Zeit später betrat er den Kontrollraum der Luft- und Seeüberwachung. Die Anwesenden sahen auf und strafften sich,

aber Walters hob nur eine Hand und winkte ab. Der wachhabende Unteroffizier kam auf ihn zu.

»Ich habe Sie informieren lassen wegen des Codes fünfzig, Sir.«

»Und jetzt bin ich hier. Also schießen Sie los.«

»Wenn Sie mir folgen möchten, Sir.« Der Unteroffizier öffnete die gläserne Tür eines angrenzenden Besprechungszimmers. Dann dimmte er das Licht und bediente eine Computerkonsole, woraufhin die Projektion einer Karte an der Wand erschien.

Walters setzte sich und sah auf das Bild. Es war eine aus Satellitenaufnahmen zusammengesetzte Karte, die den Norden der Bahamas bis hinauf nach Abaco Island zeigte, sowie einen guten Teil des Atlantiks nordöstlich davon. In der Fußzeile waren Angaben über Maßstab, Datum, Uhrzeit sowie einige meteorologische Daten zu sehen.

Der rote Lichtpunkt eines Laserpointers erschien und wanderte über die Karte.

»Beachten Sie diese Region, Sir«, sagte der Unteroffizier. »Dieses Standbild ist vor etwa einer Stunde aufgenommen worden. Ich werde nun die Wolkenschichten einblenden, dann sehen Sie, dass der Himmel zwar bedeckt war, mit Windgeschwindigkeiten zwischen zwanzig und fünfundzwanzig Knoten, also zum Teil starkem Wind, aber im ganzen Gebiet gab es keine Stürme oder Unwetter.«

Walters rieb sich den Nacken. Wetterkunde hatte er schon in der Ausbildung gehasst. Nun waren zwar die Visualisierungsmethoden fortschrittlicher geworden, aber das machte die Materie nicht wesentlich interessanter. Also schön, kein Unwetter im fraglichen Zeitraum, gut, weiter!

»Ich vergrößere nun den entsprechenden Ausschnitt. Dies entspricht etwa einer Höhe von fünfzehn Meilen, und wenn ich Ihre Aufmerksamkeit nun auf die überlagerten Daten aus dem Frequenzfilter-Scan lenken darf...«

An dem Mann ist ein Dozent verloren gegangen, überlegte Walters.

»... dann erkennen Sie hier einen grauen Fleck im Wasser. Das ist eine Weißwasserzone, sehen Sie? Und in den nächsten dreißig Minuten wurde sie beständig größer.«

»Hören Sie«, sagte Walters, »das ist ja alles ganz interessant, aber es wäre wohl kein Code fünfzig, wenn da nicht auch irgendwo ein Boot gewesen wäre, oder? Kommen Sie zum Punkt.«

»Ja, natürlich, Sir. Es geht um dieses Schiff hier.« Eine Route wurde eingeblendet, an deren Ende ein kleiner Kreis zu erkennen war. »Es war ein Trawler.«

»Ein Trawler?!« Walters stöhnte innerlich. Das blieb sicher nicht unbeachtet und konnte möglicherweise Ärger bedeuten.

»Ja, Sir. Ein kubanischer Trawler, um genau zu sein. Wir haben die Daten geprüft und festgestellt, dass er in den letzten Tagen in diesem Gebiet gekreuzt ist. Dabei hat er aber nicht gefischt. Allerdings haben wir Sonarechos aufgefangen. Wir gehen davon aus, dass es sich um eines dieser umgebauten Schatzsucherschiffe gehandelt hat.«

»Gute Arbeit«, sagte Walters und war erleichtert. In der Regel interessierte sich niemand dafür, was mit solchen privaten Schiffen passierte. Und mit kubanischen Schatzsuchern schon gar nicht. »Was ist dann passiert?«, wollte er wissen.

»Nachdem das Schiff in die Weißwasserzone geraten war, ist es keine fünfzehn Minuten später vom Radar verschwunden.«

»Gesunken?«

»Vermutlich ja, Sir.«

»Notrufe?«

»Keine, Sir.«

»Gut, danke.« Walters erhob sich. Und dafür der ganze Aufstand, dachte er. Andererseits war es Teil des Protokolls. Glücklicherweise waren die Umstände so gelegen, dass er nicht weiter tätig werden musste. »Behalten Sie das Gebiet im Auge«,

wies er den Unteroffizier an, »und melden Sie mir weitere Vorkommnisse, die damit in Zusammenhang stehen. Sie wissen, was Sie für einen Bericht zu schreiben haben?«

»Top Secret, Sir.«

»Gut. Wegtreten.«

*Atlantik, etwa achtzig Seemeilen nördlich
von Great Abaco Island, Bahamas*

Als González die Wellen durchbrach, sog er gierig Luft ein, bevor er erneut unter Wasser gezogen wurde. Er wurde herumgewirbelt, unfähig, oben und unten zu unterscheiden. Um ihn herum war ein tobendes Chaos aus Luftblasen, Schaum und Wrackteilen. Als Einziger der Besatzung hatte er sich keine Schwimmweste angezogen, aber es hätte ihm auch wenig geholfen: Er würde im Strudel der Trümmer so lange mitgerissen werden, bis er ertrank. Etwas rammte ihn seitlich, und er griff danach. Es war rau und splittig, ein großer Holzbalken oder etwas Ähnliches. Er krallte sich fest und zog den Kopf ein, als er zusammen mit dem Holzstück von einer Strömung erfasst wurde. Dann war er wieder an der Oberfläche und schnappte nach Luft. Für einen Augenblick meinte er die *Juanita* in der aufgewühlten See tanzen zu sehen, aber er täuschte sich. Er klammerte sich fester an das Holz und sah sich vorsichtig nach allen Seiten um. Noch immer regnete es, und der Wind riss die Spitzen der Schaumkronen ab, aber der Sturm hatte schon deutlich nachgelassen, und auch das Meer beruhigte sich. Das unwirkliche Leuchten war verschwunden und mit ihm das weiße Brodeln. Über das Wasser trieben Tanginseln, aus denen hölzerne Überreste und anderer Unrat herausstanden. Von der *Juanita* war nirgendwo etwas zu sehen.

González entdeckte in einiger Entfernung eine größere Ansammlung von Treibgut. Er strampelte mit den Beinen, um sein Holzstück im Wasser zu wenden und manövrierte sich schließ-

lich zu dem Haufen. Es waren mehrere ineinander verkeilte Balken, mit Seegras und Blasantang zu einem dichten Gespinst verwoben.

Er rettete sich auf das behelfsmäßige Floß. Es schwankte und verschob sich unter ihm, aber es hielt. Auf dem Bauch liegend begann er, die Konstruktion zu verbessern. Er zog lange Streifen hellbraunen und schwarzen Tangs zwischen den Ritzen hervor und verwob sie mit anderen. Er griff nach hölzernen Stangen und Resten von Brettern und schob sie so ineinander, dass sie sich noch fester verklemmten.

Er glaubte zu träumen, als er wieder etwas golden aufglänzen sah, genau so wie in dem Haufen, der auf das Heck der *Juanita* gespült worden war. González beugte sich vor und griff tief zwischen zwei Balken hindurch, um das goldene Objekt zu fassen, das fast vollständig unter der Wasserlinie zwischen den Trümmern hing. Es war eine schmale Platte, vielleicht dieselbe wie zuvor. Ein Prickeln durchlief ihn, als seine Finger ihre Oberfläche berührten. Diese Farbe! Fast meinte er, eine Wärme zu spüren, die von dem Gegenstand ausging. Er zog leicht an der Platte, doch sie schwang plötzlich nach unten. Sie war schwer! Er hielt sie nur noch mit drei Fingern, der Rest baumelte frei unter dem Floß und drohte jeden Augenblick in die Tiefe zu sinken.

Verzweifelt rutschte González in eine günstigere Position, um mit seinem anderen Arm ebenfalls durch die Lücke im Treibgut greifen zu können.

»González!«

Überrascht drehte er den Kopf. Einige Meter vom Floß entfernt schwamm ein Mann.

»González! Hilf mir!«

Es war Raúl, der mit kraftlosen Bewegungen versuchte, sich über Wasser zu halten. Seine Schwimmweste war fort, er war erschöpft und offenbar verletzt.

González wandte sich dem Mann zu, soweit es sein zwischen

den Balken hängender Arm erlaubte, und streckte den anderen Arm zu ihm aus. »Komm her! Nimm meine Hand!«

Raúls Kopf sank unter Wasser. Dann schlugen seine Arme noch einmal aus, und er kam wieder hoch. Seine Kraft reichte nicht mehr für sinnvolle Schwimmbewegungen. »Hilfe!«, brachte er hervor, bevor ihm eine Welle über den Kopf spülte.

González musste ihm helfen! Aber er konnte nicht weg! Er zog seinen versenkten Arm versuchsweise heraus, doch die goldene Platte stieß dabei gegen die Unterseite des Haufens und glitt ihm fast aus der Hand. Nur noch mit eisern zusammengespreizten Fingerspitzen hielt er die Kostbarkeit.

»Nur noch ein paar Meter«, rief er verzweifelt über das Wasser und streckte sich noch weiter, um Raúl mit dem anderen Arm zu erreichen. Aber es war viel zu weit.

Raúl sah auf, hieb um sich, doch schon wieder schwappte eine Welle über seinen Kopf, und er versank erneut. Einen Augenblick später stieß noch einmal ein Arm an die Wasseroberfläche, dann verschwand auch er in der Tiefe.

»Nein!«, schrie González. In seinen Augen mischten sich Tränen mit dem Regenwasser, und zornig fluchte er in den Sturm. Dann drückte er sein Gesicht in den nassen Tang des Floßes. Er weinte und bebte, zunächst vor Trauer, dann immer stärker vor Wut. Er sammelte Kraft, und schließlich stieß er mit dem zweiten Arm in den Zwischenraum und hinunter zu der goldenen Platte. Er ergriff sie nun vollständig und zerrte mit wilder Entschlossenheit an ihr, bis er sie wenige Minuten später zwischen den Trümmern hindurch und an die Oberfläche gezogen hatte.

Er drehte sich erschöpft auf die Seite und legte den Schatz neben sich. Die Platte war aus Gold, ohne Frage. Und sie war beschriftet! Spiralförmige Muster, feine Linien wie Konstruktionszeichnungen und Piktogramme einer fremden Sprache bedeckten die Oberfläche. So etwas hatte er noch nie gesehen, aus keiner Zeit und von keiner Kultur, von der er je gehört

hätte. Aber wo sie herkam, dort würde es noch mehr davon geben.

González stieß eine Faust in Richtung Meer. »Bei diesem Gold schwöre ich, dass ich wiederkommen werde! Ich werde dir deine Schätze entreißen und den Tod meines Bruders rächen! Raúl, hörst du?! Ich komme wieder, und ich werde dich rächen!«

KAPITEL 2

*Regenwald, etwa sechzig Meilen nördlich von Flores,
Guatemala*

Patrick erwachte wie schon in den letzten Tagen durch das enervierende Gezeter eines bestimmten Vogels. Sicher war es nicht derselbe, der ihnen ständig folgte, aber diese Art gab ein besonders schrilles Pfeifen von sich.

Er richtete sich in seiner Hängematte auf und zog das Moskitonetz beiseite, das er am Ast über sich befestigt hatte. Ein Blick auf seine Uhr verriet ihm, dass es kurz nach sieben war. Das Zwielflicht des Regenwalds würde sich bald noch etwas weiter aufhellen.

»Verdammter Mist«, fluchte er, als er entdeckte, dass er seine Stiefel in der Nacht auf den Boden gestoßen hatte. Er schwang sich hinunter und streckte sich.

»¡Buenos días, señor Patrick!«, rief einer der Scouts aus einer anderen Ecke des kleinen Nachtlagers.

»Ja, Morgen«, knurrte Patrick. Er zog eine Packung Zigaretten aus der Seitentasche seiner Hose, zog eine Filterlose hervor, formte sie gerade und steckte sie an. Nach dem ersten Zug ließ er sie im Mundwinkel baumeln und bückte sich nach seinen Schuhen. Er hielt sie an der Sohle fest und schlug sie mit der Öffnung nach unten mehrfach gegen einen Baum. Der erste Stiefel war leer, aus dem zweiten fiel ein fingerdicker Tausendfüßler auf den Waldboden und verschwand eilig zwischen den Blättern.

»Los, hau ab, sonst kommst du in den Topf!«

Er zog die Stiefel an und ging zur Feuerstelle. Solange er zwei Führer dabei hatte, brauchte er sich nicht um die Verpflegung zu kümmern, und auch die Gaskartuschen des Camping-

kochers konnten für Notfälle aufgehoben werden. Die beiden entfachten an jeder Lagerstätte ein kleines Feuer, das sie hegten und zum Kochen verwendeten. In diesem Fall für einen starken Kaffee, und der kam Patrick am Morgen gerade recht.

Er hatte die Scouts vor einigen Tagen in Flores angeworben. Sie waren mit einem alten Geländewagen nach Carmelita gefahren, von wo aus immer wieder einige Survival-Touren und Dschungel-Exkursionen für abenteuerlustige Großstädter angeboten wurden, die für lächerlich viel Geld ein paar angeblich noch nie gesehene Maya-Ruinen in der Region erkunden wollten. Von Carmelita aus hatten sie sich in nordöstlicher Richtung in den Wald geschlagen. Allerdings hatte Patrick nicht vor, irgendwelche Maya-Tempel zu finden, dieses Mal ging es um etwas anderes.

Patrick setzte sich auf einen Holzstumpf neben dem Feuer, nahm einen Plastikbecher von Jaime, einem der Scouts, entgegen und füllte ihn mit der mokkaartigen Brühe, die in der Blechkanne am Feuer vor sich hin kochte.

»Ist es noch weit, *señor* Patrick?«, fragte Jaime.

»Wir kommen heute an, schätze ich.« Er nippte an dem Kaffee und sah sich um. »Wo ist denn Rodrigo?«

»Er sucht einen Weg, *señor*.«

»Einen Weg? Er kann keinen Weg suchen. Er weiß doch gar nicht, wo wir hingehen!«

»Ja, ja«, Jaime nickte. »Deswegen sucht er überall.«

Patrick schüttelte den Kopf. Er holte seinen GPS-Empfänger und schaltete ihn an. Das Gerät empfing die Signale mehrerer Satelliten und berechnete daraus die aktuelle Position. Eine Karte erschien oder vielmehr das, was eine Karte hätte sein sollen. Für diese Region war es allerdings nicht mehr als eine leere Fläche mit einigen wenigen Straßen, von denen sie inzwischen zu weit entfernt waren, um sie in dieser Zoomstufe zu sehen. Viel wichtiger waren ein paar andere Daten, die das Gerät aus den Satellitensignalen berechnete.

»Es sind noch acht Kilometer«, sagte Patrick. »Und wir müssen genau in diese Richtung.« Er wies in den Wald, der nach allen Seiten hin gleich aussah. Tatsächlich wusste er natürlich nicht, ob es wirklich exakt acht Kilometer waren. Das Gerät berechnete die Entfernung und die Richtung auf Basis der aktuell gemessenen Position und der Zielkoordinaten, die er zuvor eingespeist hatte. Da sie allerdings einen Ort erkunden wollten, den kein Mensch bisher vermessen hatte, der nicht einmal entdeckt worden war, hatte er diese Koordinaten nur schätzen können.

Er hatte Wochen in alten spanischen Bibliotheken in Toledo und Sevilla zugebracht und schließlich lange um eine Recherche-Erlaubnis in einem katholischen Archiv in Rom gekämpft. Aber die Suche hatte sich gelohnt. Er war auf der Spur von Padre Guilherme de Navarra, einem Dominikanermönch, der im siebzehnten Jahrhundert in die Kolonien der neuen Welt strafversetzt worden war. Wie viele andere Geistliche im jungen Vizekönigreich Neuspanien sollte er als Sühne die Heiden bekehren. Das Besondere an Padre Guilherme war, dass einige seiner überlieferten Briefe aus dieser Zeit Hinweise auf einen besonderen Schatz enthielten. Der Padre hatte sich nicht bei einer der vielen Missionen gemeldet, wie es von ihm erwartet wurde, sondern war stattdessen tief in den Urwald Yucatáns eingedrungen und hatte ohne Befugnis eine eigene Mission gegründet. Patrick hatte die in den Briefen verstreuten Hinweise auf die Umgebung der Mission, die angegebenen Längen von Reisen und die Beschreibungen verschiedener Landmarken zusammengetragen und mit Satellitenbildern höchster Auflösung verglichen. Seine eigene Erfahrung im mittelamerikanischen Urwald half ihm dabei, diese Informationen richtig einzuschätzen; er wusste, wie das Gelände und der Regenwald beschaffen waren, er konnte nachvollziehen, wie aufwendig es hier war, Flüsse zu überwinden, und wie weit eine Tagesreise führen konnte. Auf diese Weise hatte er die wahrscheinlichste Lage der

Mission ermitteln können, die nie gefunden wurde und die inzwischen vergessen war. Und diese Daten hatte er als Zielkoordinaten verwendet. Möglich, dass er sich dabei verschätzt oder vermessen hatte, aber das würde er den beiden Scouts natürlich nicht auf die Nase binden.

Wie jeden Morgen gab es neben dem Kaffee eine im Feuer aufgewärmte Dose mit Eintopf. Es war bei Weitem nicht die Art von Frühstück, wie Patrick es sich wünschte. Genau genommen hatte er direkt nach dem Aufstehen überhaupt keinen Hunger. Aber der Marsch durch den Dschungel war kräftezehrend, und spätestens in einer Stunde würde er froh sein, etwas im Magen zu haben.

Sie brachen auf, als die ersten Sonnenstrahlen in den Baumkronen glänzten und der Wald schon kurze Zeit später schwülen Dunst zu schwitzen begann. Das allgegenwärtige, lautstarke Zirpen der fremdartigen Insektenwelt umhüllte sie, schrille Vogelstimmen begleiteten sie und immer wieder das unwirkliche Geschrei der Brüllaffen in den Wipfeln. Patrick ließ die Scouts mit ihren Macheten vorangehen. Sie erkannten und schafften die leichtesten Durchgänge in dem so dicht verflochtenen Wald, dass ein Unkundiger darin verzweifelt wäre. Stellenweise war der Übergang zwischen Unterholz, Lianen und Bäumen nicht auszumachen, es war nicht immer klar, ob sie sich noch am Boden bewegten oder zwischen den starren Luftwurzeln der Würgefeigen. Die Scouts mieden Pflanzen, deren Stacheln giftig waren, und sie vertrieben einige der Schlangen, die sich erschreckend häufig zwischen den Ästen fanden. Die meisten Tiere ließen sie jedoch unbehelligt, da sie angeblich ungiftig waren. Patrick hoffte, dass sie recht hatten. Er war kein Biologe oder Fachmann für die Tierwelt des Regenwalds. Im Grunde hatte er mit einer solchen Menge an Natur – und mehr Natur als hier war kaum möglich – gar nichts am Hut. Tatsächlich war er gelernter Ingenieur, kein Naturbursche. Aber er verfügte über ein gewisses pragmatisches Geschick und einen zumeist un-

trüglichen Instinkt. Das war der Grund, weshalb er sich nicht scheute, Expeditionen zu unternehmen. Nachdem er zu Beginn dessen, was andere vielleicht als Karriere bezeichnet hätten, was aber nicht mehr war, als eine zufällige Entwicklung, einige archäologische Untersuchungen mit seiner technischen Expertise unterstützt hatte, war er zu dem Schluss gekommen, sein Wissen und seine Fähigkeiten besser selbstständig einzusetzen. Er hatte mit Forschungsrobotern gearbeitet und antike Ruinen untersucht, wenngleich nicht immer mit offizieller Genehmigung. Aber so hatte er einige aufsehenerregende Funde gemacht. Eine Zeit lang hatte er mit dem Gedanken gespielt, das sagenhafte Goldland Eldorado zu finden, aber er war an der Suche nach risikofreudigen Geldgebern gescheitert. Bis er den Professor kennengelernt hatte. Gemeinsam mit dem Geschichtspräsidenten Peter Lavell hatte er zwei Projekte unternommen, die ihn für lange Zeit abgelenkt hatten. Nun waren zwei Jahre vergangen, und es hatte ihn in den Fingern gejuckt, erneut etwas zu unternehmen. Nichts Großes, keine Suche nach Eldorado, aber endlich einmal wieder einen handfesten Schatz. Etwas, das ihm gemeinsam mit dem Professor immer verwehrt worden war. Nun ging es um die Schätze des Padre Guilherme, und noch an diesem Abend wollte er die Mission gefunden haben.

Es war später Nachmittag, als sie die Zielkoordinaten erreichten. Der GPS-Empfänger wies mit einem Signal darauf hin, dass sie sich nun mit der zu erwartenden Abweichung von einigen Metern am Zielort befanden. Diese Genauigkeit war natürlich trügerisch. Patrick rief den Führern zu, dass sie anhalten sollten, und blickte sich um. Der Wald sah nicht anders aus als zuvor, und auch in den letzten Stunden hatte er keine auffälligen Strukturen entdeckt.

»Wir sind jetzt ganz in der Nähe«, erklärte er. »Nähere Daten gibt es nicht, jetzt müssen wir die Augen offen halten. Der Ort, den wir suchen, ist vor vierhundert Jahren verlassen wor-

den. Zeit genug, für einige Generationen von diesen Urwaldriesen, um ihn zu überwachsen. Eine Lichtung werden wir also nicht finden. Es war keine große Mission. Es gab ein paar Hütten, von denen aber sicher keine Spuren mehr da sein werden, und ein Haupthaus, das aus Stein gebaut war. Es ist also denkbar, dass wir Mauerreste finden. Ach ja, und in der Nähe muss sich eine Cenote befinden. Eine sehr kleine.«

Besonders für den letzten Hinweis schienen die Scouts dankbar zu sein, denn sie nickten und würden sich vermutlich an bestimmten Tieren oder Pflanzen orientieren, die sich in der Nähe dieser wassergefüllten Löcher aufhielten. Cenoten entstanden aus Höhlen, die im Laufe von Jahrtausenden tief unter dem Urwaldboden durch das hindurchsickernde Regenwasser aus dem Kalkstein gewaschen wurden. Brach die Decke ein, bildeten sich oft kreisrunde Löcher. Manchmal mit nur zehn oder zwanzig Metern Durchmesser, aber zum Teil auch von der Größe eines Fußballfelds, mit steilen, steinernen Wänden, die bis zum Grundwasser hinabführten. Inzwischen hatte man herausgefunden, dass es auf der Halbinsel Yucatán über dreitausend solcher Cenoten gab, die größtenteils durch ein gigantisches unterirdisches, wassergefülltes Höhlensystem – vielleicht sogar das größte Höhlensystem der Welt – miteinander verbunden waren. Padre Guilherme hatte von einer kleinen Cenote in der Nähe seiner Mission berichtet, einem heiligen Platz der Maya, aber Patrick hatte auf den Satellitenbildern der Region im näheren Umkreis seiner Koordinaten keine Wasserlöcher finden können. Allerdings waren die Bilder von verhältnismäßig grober Auflösung gewesen, sodass Objekte geringer Größe darauf schlicht nicht zu erkennen gewesen waren.

Es war Jaime, der zehn Minuten später aus einiger Entfernung rief. Als sie zu ihm aufschlossen, sahen sie, dass er tatsächlich eine Cenote gefunden hatte. Sie war nicht groß, Patrick schätzte ihren Durchmesser auf zehn oder zwölf Meter. Der Waldboden endete an einer steilen Kante. Wie ein Brunnen-

schacht führten die Wände nach unten, von wo ein glatter Wasserspiegel einem grünen Auge gleich in den Himmel starrte.

»Sehr gut«, sagte Patrick. »Es kann nicht mehr weit sein. Wir trennen uns. Ich gehe in einigem Abstand rechts herum, ihr beide links. Und Jaime, du machst dabei einen noch weiteren Bogen als Rodrigo. Wir treffen uns auf der anderen Seite!«

Dieses Mal war es Patrick, der fündig wurde. Ein Wall versperrte seinen Weg. Zwischen den Bäumen wölbte sich das Unterholz mit einem Mal hoch, als wüchse es über ein Hindernis. Patrick hieb mit seiner Machete einige der Pflanzen beiseite und stieß auf eine Schicht aus Moosen und Humus, die er ebenfalls entfernte. Darunter kam eine niedrige Mauer aus Steinen zum Vorschein, eine Konstruktion von Menschenhand.

Er piff auf zwei Fingern, um die beiden Führer herbeizurufen, und verschaffte sich derweil selbst einen Überblick. Er stieg auf den Wall und begutachtete dessen Verlauf. Tatsächlich bildete die unter dem Waldboden fast unkenntliche Mauer ein großes Rechteck, wie das Fundament eines Hauses. Dies war die Mission!

»Hier ist es«, erklärte er, als Jaime und Rodrigo herbeikamen. »Wir müssen alle Pflanzen um die Mauern herum und im Innenraum entfernen.«

Sofort machten sich die Männer an die Arbeit. Patrick hatte keine genaue Vorstellung davon, wo er in diesen kläglichen Ruinen einen Schatz finden sollte, aber er hoffte, dass ihm sein Instinkt eine Eingebung schenken würde, sobald sie die Mission freigelegt hatten. Er vermutete, dass ihn der Anblick der Mauern inspirieren würde, wie es hier einmal ausgesehen haben mochte, und vielleicht fanden sie ja auch andere Reste, Schutt, Hinweise, irgendetwas außer bloßen Steinen.

Zu dritt kamen sie gut voran, und noch vor der Dämmerung hatten sie nicht nur die Sträucher, Ranken und jungen Bäume in der Mitte der Ruine entfernt, sondern auch eine meterdicke Schicht von Unterholz und Erde aus den letzten vierhundert

Jahren abgetragen und waren schließlich auf einen mit Kalksteinplatten belegten Boden gestoßen, der offenbar einst den Fußboden des Gebäudes gebildet hatte. Die Platten waren nicht mehr eben, an vielen Orten verschoben, von Pflanzen emporgehoben oder von Wurzeln durchdrungen und zersprengt worden. Auch war in der Mitte ein großer Baum mit fast einem Meter hohen Brettwurzeln gewachsen, ein noch junger Baumriese, der eines Tages mit seinem Umfang den gesamten Innenraum einnehmen mochte. Dennoch formte sich langsam das Bild eines schlichten Hauses, das hier, tief im Urwald Guatemalas eine Verbindung in das Spanien der Eroberer darstellte, eine unwirkliche Brücke in die Vergangenheit.

In einer Ecke des Raums, direkt an einer Wand, fiel Patrick eine besonders große Platte zwischen den kleineren auf. Vielleicht war hier einmal eine hölzerne Bühne gewesen, auf der ein gezimmerter Altar gestanden hatte? Irgendeine Bewandnis musste diese Unregelmäßigkeit haben. Patrick holte einen der Klappspaten, die sie mitführten, und kratzte die letzten Erdreste von der Platte. Als er dabei an einer Kante hängen blieb, entdeckte er, dass eine Öse in den Stein gearbeitet worden war, in der ein zur Unkenntnis verrosteter, schmaler Metallring klemmte. Jedenfalls bis gerade eben, denn Patrick hatte ihn mit dem Spaten aus Versehen abgeschlagen.

Er kniete sich auf den Boden und wischte die Platte mit den Händen sauber. Sie maß fast einen Meter im Quadrat und war erheblich sorgfältiger gearbeitet als die Steine, die als Bodenfliesen dienten. Es war ein Zugang wie zu einem Keller oder einem Grab. Es musste möglich sein, die Platte hochzuheben.

»Jaime, Rodrigo! Kommt her und helft mir!« Die beiden Scouts unterbrachen ihre Vorbereitungen für das Nachtlager und kamen herbei. »Wir brauchen etwas, das wir als Brecheisen benutzen können, oder ein Seil. Am besten beides.«

Die Männer waren ähnlich praktisch veranlagt wie Patrick

und verstanden sofort, was zu tun war. Wenige Augenblicke später hatten sie ein fingerdickes Kunststoffseil durch die Öse und über den Ast eines Baums geführt, sodass sie unter Einsatz ihres ganzen Körpergewichts an der Platte ziehen konnten. Patrick hebelte gleichzeitig mit dem Spaten an der vorderen Kante, und in Minuten gab der Stein nach. Langsam hob er sich aus seiner Lage und klappte, dem Verlauf des Seils folgend, nach hinten weg.

Patrick sah in das entstandene Loch und zuckte kurz zusammen, als ihm ein Schwall faulig stinkender Luft entgegenschlug. Einige steinerne Stufen führten hinab, höchstens zwei Meter tief, wo bereits ein schwarzbrauner Boden zu sehen war.

Patrick ging zur Ausrüstung, holte seine Maglite-Taschenlampe heraus und ging die Stufen hinunter.

»Scheiße!«, fluchte er, als er statt auf den Boden des Keller-raumes in eine schlammige Brühe trat. Der jauchartige Gestank von verfaulten Pflanzenresten drang aus dem zähflüssigen Brei herauf. Vorsichtig tat Patrick einen weiteren Schritt und noch einen, bis es nicht mehr tiefer ging und er schließlich fast bis zum Knie in dem stinkenden Sud stand. Er ließ den Strahl der Maglite durch den Keller wandern. Die Wände waren aus natürlichem Stein, der an einigen Stellen bearbeitet worden war, vermutlich, um den Hohlraum ein Stück zu erweitern. Sie waren mit schwarzen Flecken aus Moosen und Pilzen übersät, und eine Vielzahl von Wurzeln drang durch die Decke und durch den Raum.

Patrick bewegte sich langsam vorwärts, schob seine Füße durch den Schlamm, wobei glucksende Geräusche entstanden. Jahrhundertlang war Regen durch den Waldboden und durch diesen Raum gelaufen, nichts Organisches, was einmal hier gewesen sein mochte, keine Bücher des Padres oder vielleicht seine Leiche, konnte noch erhalten sein, die Feuchtigkeit würde alles zersetzt haben. Aber wenn Padre Guilherme einen Schatz gehütet hatte, dann war es nur wahrscheinlich, dass er ihn hier

unten aufbewahrt hatte. Und Edelsteine verrotteten bekanntlich nicht.

»¡Señor Patrick! Ist alles okay?« Es war die Stimme von Jaime, die vom Eingang her zu ihm herunterdrang.

»Ja, keine Sorge. Kümmert euch um das Feuer, bin gleich wieder da.«

Patrick ging vorsichtig weiter. Auf keinen Fall wollte er in dieser Kloake ausrutschen. Er überlegte, weswegen der Raum nicht noch höher unter Wasser stand. Anscheinend war das Gestein so durchlässig, dass es immer wieder ausreichend abließ. Tatsächlich traf das ja auf die ganze Gegend zu, sodass sie von Cenoten und kleineren ausgeschwemmten Hohlräumen durchzogen war. Wie der Padre diese Höhle gefunden hatte, um seine Mission geradewegs darüber zu errichten, war ein Rätsel. Aber vielleicht war es ja auch nur Zufall gewesen.

Das Licht seiner Taschenlampe fiel auf eine Ausbuchtung in der Wand. Dort hatte man eine Nische in den Fels gearbeitet. Patrick ging hinüber und untersuchte sie. Sie war nur etwa hüfthoch. Er streckte einen Fuß hinein und stockte, als er gegen ein Hindernis stieß, etwas, das in der Brühe lag. Vielleicht ein Stein, oder vielleicht auch etwas, das der Padre hinterlassen hatte?

Patrick zögerte, ob er sich hinunterbeugen und mit den Armen in der Jauche wühlen sollte, als er ein bedrohliches Knirschen hinter sich hörte. Es klang nach mahlendem Stein, und es klang hohl. »Verdammt!«, zischte er, als eine ruckartige Bewegung durch den Boden lief. Dann platzte etwas lautstark hinter ihm, brach auseinander. Er fuhr herum und sah mit Schrecken, dass sich der gesamte Boden senkte. Oder jedenfalls der Flüssigkeitspegel. Der Stein unter seinen Füßen schien noch stabil, aber etwas war geschehen, und der faulige Brei lief mit erschreckender Geschwindigkeit ab. Wieder knirschte es, und dieses Mal gaben große Teile des Bodens nach, stürzten in sich zusammen und rissen die zähe Brühe mit sich. Der gesamte Bo-

den brach ein! Unter dem Keller befand sich ein weiterer Hohlraum, erkannte Patrick, vielleicht eine regelrechte Cenote, die viele Meter in die Tiefe bis zum Grundwasser führte! Er presste sich an die Wand, suchte am Stein Halt.

»Hey, Jungs! Ich brauche eure Hilfe! Und zwar schnell!«

Er tastete mit den Füßen in Richtung der Treppe, trat ins Nichts, und die Maglite zeigte ihm, dass der Boden dort bereits fehlte. Er stand nur mehr auf einem Sims, und auch der konnte jederzeit unter ihm wegbrechen.

»Wirf mir ein Seil rüber, los!«, rief er, als er sah, wie sich Jaime die Treppe hinunterbeugte.

Der Mann verschwand. Die Sekunden zogen sich scheinbar endlos. Um Patrick herum ächzte das Gestein. Es war so gut wie sicher, dass der Einbruch noch nicht zum Stillstand gekommen war. Endlich erschien der Scout wieder und machte Anstalten herabzusteigen.

»Nein, bleib da oben!«, rief Patrick. »Hier ist nichts mehr stabil!«

Jaime zog sich wieder ein Stück zurück, gerade so weit, dass er das Ende seines Seils in den Keller und zu Patrick werfen konnte. Er hatte es mit einem Stein beschwert, und es landete direkt hinter Patrick. Als er sich danach bückte, fiel der Schein seiner Taschenlampe erneut in die Nische. Auch hier war der Morast weitgehend abgelaufen, und nun war darunter eine Truhe sichtbar geworden.

Der Schatz!, dachte Patrick. Er untersuchte die Truhe. Sie war aus Holz, fast schwarz und hatte eine schleimige Oberfläche. Ein Wunder, dass sie die Jahrhunderte überstanden hatte und nicht längst in sich zusammenfallen war. Es musste ein besonders resistentes Tropenholz sein, oder vielleicht war es imprägniert worden, überlegte er. Er versuchte, die Truhe anzuheben. Vollgesogen mit Wasser wog sie wie Blei, und sie wies keine Griffe auf. Man musste sie mit beiden Armen hochwuchten, und vermutlich war sie selbst dafür zu schwer.

Auf dem schmalen Sims, auf dem Patrick stand, hatte er kaum die Möglichkeit, sich vernünftig zu bewegen. Vollkommen aussichtslos, die Truhe hochheben zu wollen. Außerdem musste er sich selbst mit dem Seil von Jaime sichern, um nicht abzustürzen. Während er das Seil an seinem Gürtel befestigte und eine Schlaufe für seine Hände vorbereitete, überlegte er fieberhaft. Ein weiteres Seil? Nein, von der Treppe her konnten sie die Truhe nicht hochziehen, sie würde über den Boden schleifen, in das Loch vor der Treppe stürzen und gegen die Wände schlagen. Bretter! Sie konnten Bretter über den Boden legen, von der Treppe zum Sims und die Truhe so darüber ziehen.

Es blieb ihm keine Zeit, weiter darüber nachzudenken. Mit einem plötzlichen Krachen stürzte die gegenüberliegende Wand des Kellers in sich zusammen, riss Teile der Decke heraus, und mit gewaltigem Getöse brach der Baum mit seinen Brettwurzeln durch die Kellerdecke, durchstieß die letzten Reste des Fußbodens und fuhr wie ein Speer in die sich öffnende Cenote zu Patricks Füßen. Um ihn herum platzten Steinbrocken aus der Wand, der ganze Raum schien zu implodieren. Der Baum rutschte tiefer und riss mit seinen Ästen weitere Teile der Decke auseinander, Zweige peitschten an Patrick vorbei, der sich so dicht wie möglich auf seinem Sims an die Wand presste. Und endlich kam der Urwaldriese zum Stehen, blieb mit dem oberen Teil seiner Krone in dem Krater hängen.

»¡Señor Patrick! Alles gut?«, hörte er Rodrigo von oben zwischen den Ästen rufen.

»Ja! Aber vielleicht nicht mehr lange!« Das Seil, das er von Jaime bekommen hatte, nutzte ihm im Augenblick nichts, denn das Geäst des Baums versperrte den Weg zu den Stufen, die nach oben führten. Er musste irgendwie durch die Decke... Er konnte den Rand der herausgebrochenen Teile mit ausgestreckten Armen über sich spüren, aber hinaufspringen, um sie zu ergreifen, war wohl wenig sinnvoll. Zu groß war die Wahr-

scheinlichkeit, dass sich die Steine ebenfalls lösten und er fallen würde. Und der kleine Vorsprung unter ihm, der ihm diese Galgenfrist gewährte, würde das sicher auch nicht aushalten.

Schon gaben die Steine unter ihm nach. Seine Beine rutschten ins Leere. Er ließ die Taschenlampe fallen und griff nach den Zweigen vor ihm, glitt ab, krallte sich erneut in das Grün und bekam schließlich einen Ast zu fassen, als sich gleichzeitig das Seil an seinem Gürtel spannte. Er hing im Baum, seine Beine baumelten über dem Abgrund. Er suchte mit den Füßen einen Stand. Solange der Baum nicht vollends versank, war er sicher.

»Ich habe Sie, *señor!*«, hörte er Jaime aus Richtung der Treppe rufen. Aber das nutzte ihm wenig. Wenn der Baum ihn mit sich nach unten riss, würde Jaimes Seil ihn auch nicht mehr halten könnte. Er musste nach oben!

Er hangelte behutsam nach einem höheren Ast und prüfte, ob dieser fest genug war. Er befand sich nur wenig unterhalb des Bodenniveaus, unter normalen Umständen wäre es kein Problem, einfach aus dem Loch zu klettern. Nur konnte er sich nicht sicher sein, dass der Baum nicht plötzlich doch noch tiefer absackte. Aber er musste es wagen, eine andere Möglichkeit hatte er nicht. Er löste das Seil von seinem Gürtel, als Rodrigo ihm ein anderes durch die Äste herabwarf. Es blieb zu weit von Patrick entfernt hängen. Rodrigo zog es wieder ein und warf erneut, bis es nah genug landete, sodass Patrick es erreichen und sich erneut daran befestigen konnte. Dann begann er mit dem Aufstieg. Einige nervenaufreibende Minuten später war er so weit in die Krone geklettert, dass er mit einem weiten Satz auf festen Boden springen konnte.

Erleichtert setzte er sich auf den Boden, schnürte sich los und atmete aus. Er zündete sich eine Zigarette an, reichte den beiden Scouts, die ihm erfreut auf die Schulter klopfen, je eine und betrachtete die Verwüstung. Der Fußboden der einstigen Mission war so gut wie vollständig verschwunden. Aus dem

schwarz gähnenden Loch ragte der obere Teil des Urwaldriesen heraus, wie ein übergroßes Gebüsch. Der Stamm war fünf, vielleicht zehn Meter tief in der Cenote verschwunden und hatte vermutlich nicht einmal den Boden erreicht.

Der Schatz! Er musste an die Truhe gelangen! Noch stand sie in der Nische der letzten Wand, die nicht zusammengefallen war. Er besprach den Plan mit Jaime und Rodrigo, die kurz darauf mit betriebsamen Vorbereitungen beschäftigt waren. Aus mehreren Seilen, Riemen und Gurten konstruierten sie eine Vorrichtung, mit der sie Patrick wie einen Freeclimber sichern konnten. Mit weiteren Gurten, Karabinerhaken und einer Machete bestückt, machte er sich noch einmal an den Abstieg, dieses Mal direkt von oberhalb der Stelle, an der sich die Truhe befand. Um das Gestein nicht zu belasten, benutzte er den Baum und achtete darauf, dass sich seine Aufhängung nicht in den Ästen verfang und er im Zweifelsfall nicht mitgerissen werden konnte. Dann stieß er sich ab und schwebte, nur von den Seilen gehalten, in der Luft zwischen den Ästen und der Truhe. Er schob die Machete unter das modrige Holz, hebte es ein Stück an, fädelt die Gurte mehrfach darunter hindurch und befestigte sie mit den Karabinerhaken. Dann ergriff er die Verschnürung mit seinen Händen. »Ich habe sie!«, rief er, und kurz darauf wurde er langsam nach oben gehievt. Die Truhe hatte einiges Gewicht, aber es gelang Patrick, sie so lange zu halten, bis er wieder über der Erde war. Dann schwenkten ihn die Scouts herum, sodass sie ihn schließlich außerhalb der Ruine absetzen konnten. Die gesamte Aktion hatte vermutlich fünf Minuten gedauert, aber Patrick war schweißgebadet.

Während Jaime und Rodrigo nun endlich das Lagerfeuer entfachten, begann er, das Holz zu untersuchen. Es war schwarz und glitschig nass, aber es war noch erstaunlich stabil. Die Truhe hatte keine Beschläge, es war eine rundum fest verschlossene Kiste. Patrick entdeckte fast vollständig zugequollene Löcher, in denen sicher Nägel steckten, wenn sie sich nicht

schon aufgelöst hatten. Aber wenn das Holz hart genug und wasserabweisend war, mochten sie sogar noch erhalten sein; möglicherweise der Grund, weswegen die Konstruktion noch immer zusammenhielt.

Er entdeckte eine schwach auszumachende Linie rund um den oberen Teil und begann vorsichtig, an dieser Stelle mit einem Messer in das Holz einzudringen und es auseinanderzudrücken. Nach und nach erweiterte er den Spalt, bis er den Deckel mit einer letzten Kraftanstrengung aufgebrochen hatte. Tatsächlich war er mit fingerlangen schmiedeeisernen Nägeln befestigt gewesen, die noch so ungeheuer fest steckten, als seien nicht Jahrhunderte, sondern nur Tage vergangen. Womöglich hatte das Holz sich in der Feuchtigkeit sogar nur noch fester zusammengezogen.

Er spähte in die Truhe. Seine schwache Hoffnung, dass der Inhalt unversehrt geblieben war, wurde enttäuscht. Natürlich war Wasser eingedrungen, vielleicht schon sehr früh. Im Inneren befand sich eine ähnlich modrige Brühe, wie im gesamten Kellerraum. Patrick fuhr mit der Hand in die stinkende Masse. Etwas Organisches war hier vermodert, vielleicht alte Leinen oder Papier. In dem Brei spürte er ein schweres Objekt. Er zog es heraus. Es war ein kleines Altarkreuz. Nur vierzig oder fünfzig Zentimeter groß. Es war schwarz und wog schwer. Patrick wischte den größten Dreck herunter und erkannte, dass es nicht aus Eisen war, sondern aus Silber. Angelaufen, kaum zu erkennen, aber es war Silber. Und in den Armen waren Steine eingefasst. Eine vierhundert oder fünfhundert Jahre alte Kostbarkeit aus der Zeit der Konquistadoren!

War das der Schatz, von dem der Padre geschrieben hatte? Aber hatte er nicht erwähnt, dass ihm die Maya Schätze gebracht hätten? Er würde doch wohl kaum sein eigenes Altarkreuz erwähnen...

Noch einmal griff Patrick in die Truhe. Er meinte schon, den Boden zu spüren, bis er feststellte, dass es etwas ande-

res war, groß und mit einer ebenen Oberfläche. Er konnte es kaum herausheben. Nun griff er auch mit der anderen Hand hinein, und kurz darauf hob er einen Klotz hervor, fast so lang und breit wie die Truhe und etwa zehn Zentimeter dick. Er war mit organischem, faserigem Brei umwickelt, der ehemals ein Stoff gewesen sein mochte, und wog so viel wie eine Bleiplatte.

Patrick legte das Objekt auf seinen Schoss und befreite es von den vermoderten Resten.

Sein Atem stockte, als er sah, was er entdeckt hatte.

Pures Gold strahlte ihm entgegen, so glänzend wie am ersten Tag. Es war eine Tafel, übersät mit feinen Zeichnungen und sorgfältig eingearbeiteten Maya-Glyphen. Sie war am Rand mit großen goldenen Ringen versehen, und als Patrick die Platte zur Seite klappte, erkannte er, dass es sich um ein Buch handelte. Ein Buch mit Blättern aus dünn gewalztem Gold, beschriftet mit der größten Menge an Maya-Glyphen, die er jemals gesehen hatte.

Das war der Schatz des Padre! Eine Überlieferung der Maya, für alle Ewigkeit in das kostbarste Metall gearbeitet, dem die Zeit nichts anhaben konnte.

Die Suche hatte sich gelohnt!

*Lateinischer Friedhof »Terra Santa«, Bab Sharq,
Alexandria*

Peter Lavell stand am unteren Ende der Stufen und sah auf den Torbogen, der als Eingang des Alabastergrabes bekannt war. Hinter ihm kam Yves Pouilloux die Treppe herab.

»Ich versprach Ihnen ja, dass es nicht weit ist«, sagte der Franzose.

Peter nickte. Er war froh, dass sie auf dem Weg durch die Stadt einen klimatisierten Wagen gehabt hatten. Denn kaum war er draußen, trat ihm schon der Schweiß auf die Stirn. Es

wunderte ihn nicht, dass so viele der hier arbeitenden Männer Hüte oder wenigstens Mützen trugen. Zwar standen auf dem Gelände des alten Friedhofs einige Akazien und Zypresen, aber Schatten gab es kaum. In früheren Jahren hätte ihm die Hitze weniger ausgemacht, aber nun hatte er die sechzig überschritten und war weit weniger rüstig. Der gebürtige Engländer lebte und arbeitete in Hamburg, und weder sein Büro im Museum für Völkerkunde noch das oft feuchte und windige Klima in der Hafenstadt prädestinierten ihn für diese Breiten. Nun war es hier noch halbwegs gemäßigt. Er erinnerte sich an seinen letzten Aufenthalt in Ägypten vor zwei Jahren. In Kairo war es noch schlimmer gewesen.

»Kommen Sie, Professor Lavell«, sagte der Franzose, »ich bringe Sie zum Team.«

Peter folgte dem Mann. Yves Pouilloux arbeitete für das Centre d'Etudes Alexandrines, eine ortsansässige französische Organisation, die archäologische Untersuchungen in Alexandria durchführte. Sie war erst seit 1990 hier tätig, hatte aber in dieser Zeit große Fortschritte gemacht, sowohl in der Stadt als auch im Hafengebiet. Dabei ging es in erster Linie um die ptolemäische Zeit der ägyptischen Geschichte, aber natürlich fanden sich neben den griechischen auch römische Überreste und Spuren aus späteren Zeiten.

Yves brachte Peter zu einer Betonhütte, neben der ein großes Zelt stand. Hier waren Tische aufgebaut, und eine Vielzahl von wissenschaftlichen Mitarbeitern und Helfern war beschäftigt. Sie sahen auf, als der Ausgrabungsleiter mit seinem Gast näher kam.

Peter wurde einigen Leuten vorgestellt, lächelte und ging schließlich mit dem Franzosen in das schlichte Häuschen. Es war nicht mehr als ein großer Raum, aber hier war es schattig, und Peter war froh, als ihm ein Stuhl angeboten wurde.

»Ich freue mich sehr, dass Sie die Reise auf sich genommen haben«, sagte Yves. »Wir haben auf Sie gewartet und noch

nicht mit dem Durchbruch begonnen. Sie sollten unbedingt dabei sein.«

»Sie haben die Arbeiten nur meinetwegen ruhen lassen?«, fragte Peter.

»Aber nein!« Der Franzose lächelte. »Es gab genug andere Dinge zu tun. Außerdem: Wir haben so lange darauf gewartet, da kam es auf zwei Tage mehr oder weniger nicht an. Sie haben ja keine Ahnung, wie schwierig es ist, hier eine Genehmigung zu bekommen! *Bukra, bukra*, heißt es hier: Morgen, morgen. Was auch nächstes Jahr heißen kann ... Nun, sicher kennen Sie das selbst.«

»Die Behörden sind überall auf der Welt die gleichen«, bestätigte Peter.

»Was die Arbeit hier erschwert, ist, dass eine einzelne Genehmigung nicht ausreicht. Das SCA zu überzeugen, ist dabei das kleinste Problem ...«

»Das Supreme Council of Antiquities, die ägyptische Altertümerverwaltung?«

»Ja.«

»Ich hatte bereits das zweifelhafte Vergnügen, Dr. Aziz kennenzulernen.« Peter dachte zurück an sein letztes Projekt in Kairo. Sein erfolgloser Besuch beim Vorsitzenden der Zentralbehörde war ihm in lebhafter Erinnerung – ebenso wie der spätere Einbruch in dessen Haus. Er schmunzelte bei dem Gedanken.

»Aber Dr. Aziz ist nicht das Problem«, fuhr der Franzose fort. »Wir arbeiten sehr gut und eng mit dem SCA zusammen. Nein, es geht um etwas anderes. Sehen Sie, hier nebenan liegt ein griechisch-orthodoxer Friedhof, auf der anderen Seite ein katholischer. Und es gibt noch mehr: einen griechisch-katholischen, einen armenisch-koptischen, einen koptischen und sogar einen britischen Soldatenfriedhof. Sie wurden alle im Lauf der Jahrhunderte hier gebaut, ja die ganze Stadt ist über diesen Fleck gewuchert. An vielen Orten, die ehemals zu diesem Ge-

lände gehört haben, stehen heute Gebäude. Dort können wir nur graben, wenn einmal etwas eingerissen und neu gebaut werden soll. Dann bekommen wir – wenn wir rechtzeitig zur Stelle sind – mit Glück ein paar Tage Zeit, unter den Fundamenten nachzusehen. Und was dieses freie Stück hier angeht: Durch die angrenzenden Friedhöfe müssen wir an unzähligen Stellen um Genehmigungen betteln.«

»Und nun haben Sie eine bekommen«, konstatierte Peter.

»Ja. Und wie ich Ihnen bereits schrieb, erhoffen wir uns eine ganz besondere Entdeckung.«

»Sie suchen das Grab Alexanders des Großen.«

»Es ist eines der berühmtesten Gräber der Weltgeschichte! Ach, Ihnen muss ich das nicht sagen. Wir haben die Arbeit von Professor Fausi el-Facharani übernommen. Er war es ja, der vor zehn Jahren hier mit den Untersuchungen begann.«

Yves stellte zwei Gläser auf den Tisch und schenkte Wasser ein.

Peter nahm sein Getränk dankend entgegen. »Das Alabastergrab wurde seit seiner Entdeckung immer wieder für das Grab eines ptolemäischen Herrschers gehalten«, sagte er und nahm einen Schluck. »Aber ob es ausgerechnet das von Alexander dem Großen war? Außerdem: Alexandria hat eine bewegte Geschichte hinter sich. Hier steht sicher kein Stein mehr dort, wo er einmal gewesen ist. Der Überlieferung nach – oder sagen wir lieber *einer* Überlieferung nach – sollte sich das Grab Alexanders des Großen im Zentrum der Stadt befunden haben. Aber wo ist dieses antike Zentrum heute?«

»Ganz richtig, das war die Frage«, erklärte Yves. »Es gab zwar schon länger die Vermutung, dass sich das Zentrum möglicherweise genau hier, unter dem Lateinischen Friedhof befunden hatte. Aber auf eine bloße Ahnung hin kann man einer lebenden, modernen Stadt natürlich nicht einfach die Fundamente wegschaufeln.«

»Und jetzt sind Sie sich sicher?«

»Ja. Wir konnten die Bodenbeschaffenheit mit einem verbesserten elektromagnetischen Reflexionsverfahren systematisch nach möglichen Hohlräumen oder Fremdkörpern in den Gesteinsschichten durchsuchen. Und jetzt, viele Probebohrungen später, sind wir so weit: Wir haben einen Gang freigelegt und eine an seinem Ende liegende Tür. Wir möchten sie unter Ausschluss der Öffentlichkeit untersuchen, herausfinden, was sich dahinter verbirgt, und Sie haben wir eingeladen, damit Sie diesem Ereignis beiwohnen!«

»Wie sind Sie auf mich gekommen?«, fragte Peter. »Es gibt viele andere Historiker, die mehr über Alexander den Großen wissen als ich. Die sich spezialisiert haben. Und was ist mit den großen Ägyptologen? Franck Goddio fällt mir sofort ein.«

»Alles zu seiner Zeit. Es gibt nur einen ersten Augenblick, und den möchte ich nicht mit einem ganzen Reisebus von Zuschauern teilen. Zudem ...«, Yves machte eine Pause und beugte sich nach hinten, von wo er eine Schachtel hervorholte. »Zudem haben Sie offenbar einen Gönner in Kairo.«

Peter sah den Franzosen fragend an.

»Ich habe ein Schreiben der SCA erhalten, das Sie ausdrücklich empfiehlt.«

»Mich empfiehlt? Etwa von Dr. Aziz? Das ist unlogisch ... Und außerdem: Weshalb ist er nicht selbst hier? Er scheint mir doch sonst auch keine Gelegenheit auszulassen, überall dabei zu sein und sein Gesicht in die Kamera zu strecken.«

Yves zuckte mit den Schultern. »Oh, fragen Sie mich nicht, warum. Offen gestanden wundere ich mich über die Anwendungen der SCA schon lange nicht mehr. Aber freuen Sie sich einfach. Und dieses Päckchen hier kam heute Morgen für Sie an.« Er übergab dem Professor die Schachtel. »Es steht kein Absender darauf. Nur eine Reihe von Hieroglyphen, dort, sehen Sie? Es bedeutet ...«

»*Thot Wehem Ankh Neb Seshtau*«, vollendete Peter. »*Der Wiedergeborene Thot, Herr der Geheimnisse*. Ich kenne diesen

Absender.« Er lächelte, als er sich an die Erlebnisse in Kairo erinnerte. Hierhinter verbarg sich eine geheime Gesellschaft, die ihm manche Steine in den Weg gelegt hatte, bis am Ende klar geworden war, welche Ziele sie eigentlich verfolgte. Sie waren im Guten auseinandergegangen. Allerdings hatte er nicht erwartet, jemals wieder von den Leuten zu hören. Er öffnete das Päckchen. Zuoberst lag eine Postkarte. Es war eine Ansicht des Ägyptischen Museums in Kairo. Die Rückseite enthielt nur eine Zeile:

Wissen, Erkenntnis und Weisheit. M.

Unter der Karte, in das Papier einer ägyptischen Tageszeitung gewickelt, kam eine Statuette zum Vorschein, eine ibisköpfige Gestalt in schreitender Pose. Es war der ägyptische Gott Thot, Begründer der Schrift und der Wissenschaften, der Kulturbringer der altägyptischen Tradition. Peter kannte die Figur. Es war die gleiche, vielleicht sogar dieselbe, die vor einigen Jahren auf dem Schreibtisch von Oliver Gardner gestanden hatte. Jenem alten Herrn, der ihn zur Suche nach der »Quelle des Wissens« eingeladen hatte, die ihn bis tief unter die Wüste und die Nekropole von Sakkara geführt hatte. Damals hatte er auch Melissa kennengelernt, und das »M« war nichts anderes als ihre Unterschrift. Jetzt wusste er nicht nur, dass seine Schritte erneut beobachtet wurden, sondern auch, dass man sie guthieß und dass Melissa ihren positiven Einfluss sogar bis in die Altertümmerverwaltung ausgebreitet hatte. Es war ein schönes Gefühl, und mehr Worte als jene auf der Karte waren nicht notwendig.

»Ein Geschenk?«, fragte Yves.

»Ein Segen. Von guten Freunden«, antwortete Peter.

»Wunderbar. Dann können wir uns nun zur Ausgrabung begeben. Sind Sie bereit?«

»Ja, einverstanden.«

Der Franzose führte Peter hinaus, über das Gelände und zu einem knapp zwei Meter tiefen Schacht, der von einem großen

Zelt überspannt wurde. Sie duckten sich unter der tief hängenden Plane hindurch und gingen einige Stufen hinab, die in das Erdreich gegraben worden waren. Am Boden der Grube war der obere Absatz einer schmalen Treppe freigelegt worden, die in einem schräg abfallenden Gang tiefer führte, in ähnlicher Weise wie die Zugänge der Gräber im Tal der Könige konstruiert waren.

Yves nahm eine Taschenlampe von einem der umherstehenden Assistenten entgegen. »Kommen Sie, Professor Lavell«, sagte er und betrat den Gang.

Sie waren der Treppe erst wenige Meter gefolgt, als erste Beklemmungsgefühle Peter befielen. Er spürte das Gewicht der Steine und der Erde über ihm, und trotz des Scheins des Eingangs hinter ihm und des Lichtkegels der Taschenlampe vor ihm drängte die Dunkelheit an ihn heran. Er hatte bemerkt, dass es mit dem Alter schlimmer wurde. Er konnte sich nicht erinnern, dass er die Dunkelheit in jungen Jahren je so drohend empfunden hatte. Es war keine konkrete Angst und auch keine unbestimmte abergläubische Furcht, sondern ein Gefühl der Haltlosigkeit, des Verlusts von Orientierung und Sicherheit. Vielleicht waren seine Erlebnisse in Südfrankreich vor mehreren Jahren der Auslöser gewesen. Besonders schlimm war es dann in Sakkara geworden. Vermutlich gab es eine psychologische Ursache, etwas, das sich in seinem Leben geändert hatte. In manchen Augenblicken, wenn er die Erlebnisse der letzten Jahre rekapitulierte, schien er kurz davor, die Lösung mit den Händen greifen zu können. Aber stets entzog sie sich ihm, wie die Erinnerung an einen Traum.

»Hier ist es!«

Peter stieß fast mit dem Franzosen zusammen, als dieser plötzlich stehen blieb. Der Gang hatte sich zu einem Vorraum erweitert. Er war nahezu schmucklos bis auf zwei Figuren, die die Wand direkt vor ihnen zierten. Yves ließ den Schein der Taschenlampe darübergleiten. Die Malereien waren in großen

Teilen bereits gemeinsam mit dem weißen Putz abgebröckelt, aber sie waren noch gut zu erkennen. Peter identifizierte sie als ägyptische Götter. Rechts stand Thot, mit Schreibutensilien in den Händen, und links war Anubis zu sehen, der Wächter des Totenreichs.

»Dem Stil nach ist es ptolemäisch«, bemerkte Peter. »Es imitiert eine altägyptische Wandmalerei. Aber der griechische Einschlag ist deutlich zu erkennen.«

»Sehr treffend beobachtet!«, sagte Yves. »Und hinter dieser Wand befindet sich eine Kammer.« Er betätigte einen Fußschalter, und zwei Kaltlicht-Scheinwerfer auf Stativen leuchteten auf. In einer Ecke des Raums war eine Videokamera aufgebaut. Sämtliche Kabel liefen über den Boden und durch den Gang zum Ausgang. Sie waren Peter anfangs gar nicht aufgefallen. Für einen Moment fühlte er sich in die mysteriöse Höhle in Südfrankreich zurückversetzt, die er gemeinsam mit Patrick untersucht hatte. Es war merkwürdig; Sosehr er sich in seinem Leben und seiner Arbeit mit der Geschichte, den Entdeckungen und Theorien anderer auseinandergesetzt hatte, warfen ihn die Erlebnisse der letzten Jahre immer häufiger auf ihn selbst zurück. Er war auf der Suche nach Wissen gewesen, nach der Wahrheit, den Ursprüngen. Aber neben allen Verbindungen von Kulturen, Religionen und Weisheiten aus alter Zeit, die er aufdeckte, durch diese Entmystifizierung entging ihm ein wesentlicher Teil der Erkenntnis über sich selbst. Er nahm sich vor, diesem Aspekt künftig mehr Aufmerksamkeit zu schenken.

»Wir haben die Wand ausführlich untersucht«, erklärte der Franzose gerade. »Daher konnten wir uns eine gute Vorstellung davon machen, wie es dahinter aussieht. Es ist ein Hohlraum von rund fünfzig Kubikmetern. Zuerst haben wir feine Löcher gebohrt und Luftproben genommen, die wir mikrobiologisch analysiert haben.«

»Um giftige Pilzsporen oder andere Verunreinigungen auszuschließen?«

»Ganz genau. Und natürlich haben wir auch Temperatur, Feuchtigkeit und alle möglichen Isotope gemessen. Details können Ihnen unsere Techniker besser erklären, aber herausgekommen ist, dass die Kammer tatsächlich seit rund zweitausend Jahren nicht geöffnet wurde.«

»Dann kann man Sie nur beglückwünschen!«

»Wir waren sehr aufgeregt, als wir die Ergebnisse vorliegen hatten«, bestätigte Yves. »Zu diesem Zeitpunkt haben wir Sie eingeladen. In den folgenden Tagen wurde eine winzige endoskopische Kamera durch ein Bohrloch geführt, und wir konnten Bilder der Kammer machen. Und sehen Sie dort?« Er trat näher an die Wand und deutete auf eine Rille. »Wir haben die Wand bereits mit einer Steinsäge durchtrennt. Es war eine langwierige Arbeit, weil wir sehr präzise vorgehen mussten. Aber nun sind wir in der Lage, diesen ganzen Block aus der Wand zu entfernen.«

Einige Mitarbeiter des Grabungsteams kamen in den Raum. Sie schoben einen schmalen hydraulischen Hubwagen vor sich her, dessen Höhe sie so verstellten, dass seine Ladefläche auf einer Ebene mit der Unterkante des in den Fels geschnittenen Quaders lag. Während eine Mitarbeiterin die Videokamera in Betrieb nahm, befestigten zwei andere stabile Griffe mit je einem Paar überdimensionaler Saugnäpfe an der Steinwand. Sie waren an einen Kompressor angeschlossen, um offenbar einen Unterdruck zu erzeugen.

Die Maschine brummte, und als nach einiger Zeit die Ventile zischten und der notwendige Druck erreicht war, zogen die Assistenten den Steinblock Millimeter für Millimeter heraus. Es dauerte mehrere Minuten, bis er frei war. Behutsam deponierten sie ihn auf dem Rollwagen. Dann zogen sie das Gefährt beiseite und ließen Yves und Peter den Vortritt.

Dicht gefolgt von der Frau mit der Kamera, die ihr Gerät inzwischen geschultert hatte, sahen sie durch das entstandene Loch in die Kammer.

Einen Augenblick lang herrschte Schweigen, während sie die mit strahlend hellem, milchigem Stein ausgekleideten Wände des Raums betrachteten. Seit zweitausend Jahren waren sie die ersten Menschen, denen sich dieser Anblick bot.

»Es ist kein Grab«, sagte schließlich der Franzose.

»Nein«, bestätigte Peter. »Aber es ist etwas viel Wertvolleres!«

Die Wände der Kammer waren gesäumt von steinernen Regalen, allesamt aus poliertem Alabaster. Und in ihnen lagen Hunderte, vielleicht Tausende makellos gearbeitete Behälter aus demselben Material, wie ein gewaltiges Lager von Kanopen. Nur, dass es sich hier ganz offensichtlich nicht um jene vasenförmigen Behältnisse handelte, die im alten Ägypten zur Aufnahme der kostbaren Eingeweide der Mumien dienten. Diese hier besaßen keine Deckel mit ausgearbeiteten Köpfen, keine Horus- oder Anubis-Schädel, sondern schlichte Verschlüsse. In diesen Behältern befanden sich keine Eingeweide, sondern Dokumente. Der Raum war tatsächlich ein Archiv, ein Archiv des Wissens.

»Sie haben nicht die Grabkammer Alexanders des Großen gefunden«, sagte Peter atemlos. »Sie haben einen Teil der Bibliothek von Alexandria gefunden!«

Die Frau mit der Kamera auf der Schulter lächelte in sich hinein. Dichter an das Geschehen hätte sie nicht herankommen können. Kathleen Denver hatte es wieder einmal geschafft.